

Deutscher Kulturpreis 2009

Preisträger: Maestro Daniel Barenboim

Laudatio von Prof. Dr. Joachim Kaiser, 19.02.2010

Hochzuverehrender, lieber Daniel Barenboim, sehr geehrter Herr Präsident Arnold, meine sehr verehrten Damen und Herren,

es existieren mannigfache Warnungen großer Geister, eine wenn auch noch so bedeutende lebende Figur lieber nicht als rückhaltlos zu rühmen. „Der Ruhm hat keine weißen Flügel“, wusste Balzac. Thomas Mann befand skeptisch, „Ruhm zu Lebzeiten sei eine fragwürdige Sache. Man tue gut, sich nicht davon erregen zu lassen“. Und sogar Daniel Barenboim selber, unser Preisträger, hat einmal vergnügt daran erinnert, wie klug sich Toscanini aus der Affäre zog, als man ihn aufforderte, er solle eine kapriziöse Sängerin gut behandeln, denn sie sei ein Star. Da habe Toscanini gebrummt: „Sterne gibt es nur am Himmel“. Doch alle diese abwiegelnden Nörgeleien können einen Barenboim-Laudator hier und heute nicht im Mindesten vorsichtig machen, denn Daniel Barenboims künstlerische Lebensleistung, die ich seit gut 50 Jahren tief beeindruckt in jedem Sinne verfolge, wie auch sein einzigartiges Engagement fürs West-Eastern Divan Orchestra, das Barenboim zusammen mit Edward Said 1999 gründete und seither befeuert. Diese beiden, vom Gremium der Stiftung Kulturförderung ausdrücklich als Begründung der Verleihung des Deutschen Kulturpreises an Barenboim hervorgehobenen Riesenverdienste rechtfertigen gewiss ein donnerndes Laudatoren-Fortissimo.

Zu Beginn sei erwähnt, welchen Ausnahmerang seine Kunst, seine musische Allgegenwärtigkeit, sein Fleiß und seine unaustilgbare politisch-moralische Courage dem Daniel Barenboim verschafft haben. Barenboim, gerade weil es so offensichtlich ist, neigt man dazu, es kaum mehr wahr zu nehmen; Barenboim brachte es fertig, dass der Glanz seines Namens, sein Charisma weit über den Bezirk der Kenner und der Eingeweihten hinausreicht. Er hat die Schallmauer durchbrochen, der sonst den Zirkel der Zelebritäten isoliert. Jeder wache Zeitgenosse hat von ihm gehört, spürt zumindest, was und wer er ist. Dergleichen meine Damen und Herren, schaffen nicht viele Künstler. Unter den Dirigenten glückte es im vorigen Jahrhundert wohl doch nur Toscanini, Furtwängler, Karajan und Bernstein, deren Name eben nicht nur von der elitären Musikwelt verehrt wurde, sondern von aller Welt geachtet.

Und wie gelang nun unserem Daniel Barenboim dieses Wunder? Seltsamerweise hat er im Gespräch mit Spiegel-Redakteuren die Frage, ob er nicht bereits als Kind mit ungewöhnlicher Intuition begabt gewesen wäre, rundheraus verneint. Er stellte knapp fest: „Ich nicht“, „während“, fuhr er fort „Menuhin mit 12 Jahren die Violinkonzerte von Beethoven und Brahms so wunderbar spielte, dass Einstein zu seinem legendären Geständnis gedrängt wurde, „jetzt wisse er wieder, dass es einen Gott gibt.“

Verneint Barenboim bereits als junger Klavierspieler über eine außergewöhnliche Intuition verfügt zu haben, dann übt er einfach eine viel zu strenge Kritik an dem phänomenal begabten Kind, das er einmal war. Immerhin debütierte er siebenjährig in Buenos Aires mit Beethoven-Sonaten, trat er zehnjährig in Salzburg auf. Für sein Furtwängler, für mich der tiefgründigste Beethoven und Brahms-Interpret, den ich je erlebte, und wahrlich auch Barenboims Idol, Wilhelm Furtwängler nannte den 11-jährigen Daniel tief beeindruckt „ein Phänomen“. Es existiert übrigens ein fabelhaftes Dokument dafür, über welches enorme Talent er gebot.

Als 15- bis 16-Jähriger hat Daniel Barenboim erstmals sämtliche 32 Beethoven-Klaviersonaten auf Schallplatten eingespielt. Ein Jahrzehnt später noch einmal. Und dann für's Fernsehen unter der Regie des unvergessenen Jean-Pierre Ponnelle noch ein weiteres und keineswegs das letzte Mal.

Die Aufnahmen bereits des 15-Jährigen imponieren pianistisch wie musikalisch. Mit der Fuge der Hammerklaviersonate wurde der blutjunge Pianist erstaunlich gut fertig. Das Finale der Waldstein-Sonate klang so poetisch wie virtuos. Nahezu erleichtert konnte man freilich feststellen, dass es den letzten Sonaten noch ein wenig an Gewicht zu fehlen schien, und das kam dann machtvoll später. Wie dem auch sei, wenn die Bezeichnung Wunderkind überhaupt irgendeinen Sinn hat, dann gewiss im Falle Barenboim.

Als Zwölfjährigen, er hat es mir berichtet, hatte Arthur Rubinstein ihn in Israel zum Vorspielen eingeladen. Trotz 39 Grad Fieber war Daniel Barenboim nicht davon abzuhalten, zu dem für ihn so wichtigen Termin zu eilen. Er traf allerdings Rubinstein, der die Sache einfach vergessen hatte, nicht an, wartete bis Mitternacht zähneklappernd vor dem Haus. Endlich kam Rubinstein, ließ den Jungen schuldbewusst ein, hörte sich die heiklen Brahm'schen Händelvariationen an und wurde lebenslang überzeugter Patron Barenboims.

Barenboims Repertoirebeherrschung scheint universal. Im Lauf der Jahrzehnte wuchs seine Diskographie beeindruckend. Von den beiden Bänden des Bach'schen Wohltemperierten Klaviers, den Goldberg-Variationen über sämtliche Mozart-Klavierkonzerte und –sonaten, den ganzen Beethoven, auch Kammermusik, über Schubert, Schumann, Chopin, Liszt, Brahms, bis hin zu Elliott Carter und der sorgfältig einstudierten zeitgenössischer Musik, blieb Barenboim nichts Klassisches und fast nichts Modernes fremd.

Bereits in den 60-er Jahren wandte er sich entschieden dem Dirigieren zu – weltweit rasch ebenso erfolgreich wie als Pianist. Über ein Jahrzehnt lang hat er das neue Bayreuth mit hochsensiblen Wagner-Darbietungen bereichert. Und mittlerweile hat er natürlich zwischen Mozart und Mahler, ja sogar Schönberg, alles für ihn Wichtige auch dirigiert. Wer einmal in Berlin erlebte, zu welcher ungeheuer zarter Tonvorstellung Barenboim die Musiker seiner Staatskapelle formte, ja begeisterte, der spürte, wie zwingend Barenboim seine Klangvorstellungen sowohl auf dem Flügel wie auch bei der Prägung des Orchestertones zu verwirklichen vermag. Doch so spannend er - ganz abgesehen von seinen Mozart-, Beethoven- oder Schubertdeutungen - auf dem Klavier auch Liszts Dante-Sonate darbieten kann, mit dem Orchester Mahlers wilden Weltschmerz oder jüngst noch als Opernchef Bizets Carmen...seit ich Barenboim vor einem halben Jahrhundert zum ersten Mal hörte, ist er für mich der überwältigende Prophet großer Adagios. Darin kommt ihm gegenwärtig niemand gleich. Darin ist er der Erbe von Furtwängler, Rubinstein und Aarau. Gewiss, auch er muss im künstlerischen Bereich manchmal Verwundungen oder Rückschläge hinnehmen. Das bleibt niemandem erspart. Gleichwohl stand und steht ihm wie nur sehr wenigen Kollegen, die Welt der Konzertpodien, der Opernhäuser unendlich weit offen. Und trotzdem begab dieser Daniel sich todesmutig in die politische Löwengrube.

Er schuf zusammen mit dem tragisch früh verstorbenen, die arabische Seite vertretenden Edward Said, der übrigens immer nur als Literaturwissenschaftler gerühmt wird, obwohl er doch einfalls- und kenntnisreich auch über Mozart geschrieben hat, mit diesem Edward Said zusammen, schuf also Barenboim das West-Eastern Divan Orchestra, in dem Israelis, Palästinenser, Syrer, Iraner, Ägypter, Libanesen gemeinsam musizieren - und zwar bemerkenswert gut. Passioniert und reaktionsschnell. Manche jungen Instrumentalisten dieses Orchesters, die eigentlich Todfeinde sein müssten, deren Väter sich blutig bekriegten, schaffen es nicht nur im West-Eastern Divan Ensemble zu spielen,

Konzertreisen zu unternehmen, miteinander zu essen, zu reden, zu streiten, sondern auch als treffliche Musiker sich derart gut und glänzend zu entwickeln, dass manche von ihnen längst den Weg in große europäische Traditionsorchester finden konnten.

Nun hat der verehrte Lord George Weidenfeld, mit dessen Freundschaft ich gern prahle, vor wenigen Wochen in seiner Kolumne in der Tageszeitung Die Welt gewiss lobende, symphatisierende Worte gefunden für Barenboims Bemühungen, dabei aber doch der Befürchtung Ausdruck verliehen, Barenboims Initiative könnte von einer Seite ausgenutzt werden. Die Not der Palästinenser komme in seinen Aktivitäten weit dramatischer zum Ausdruck, meint Weidenfeld, als die Furcht der Israelis. Weidenfeld zitiert am Ende zustimmend: Israels ersten Präsidenten; Chaim Weizmann, der seiner Zeit befand, dass jüdisch-palästinensische Problem ist kein Konflikt von Recht und Unrecht, sondern von zwei Rechten und zwei Unrechten. Freilich schloss Weizmann: Unser Unrecht ist das Kleinere. Und dass dürfte Barenboim ein wenig anders sehen. Er fragt nämlich temperamentvoll: Was haben wir denn den Palästinensern gegeben, dass sie nicht verlieren wollen? Nichts. Aber wir erwarten, dass sie uns was geben und wir sagen immer: „Die akzeptieren uns nicht“. Warum sollten sie? Und deshalb dringt Barenboim darauf, seine Landsleute müssten mit aller Kraft versuchen, sich den Palästinensern akzeptabel zu machen. Müssten alles dafür tun, kein Fremdkörper zu bleiben, sondern ein organischer Teil der Region zu werden. Barenboim hält seinen Landsleuten beschwörend vor Augen, eine militärische Lösung sei schlicht denk-unmöglich. Jeder seiner kriegerischen Siege habe doch Israel in der Vergangenheit nur einen immer noch stärkeren Gegner beschert.

Als man das West-Eastern Diva Orchestra vor gut zehn Jahren gründen wollte, hatte der erfahrene Said noch aus vielleicht typisch arabischem Minderwertigkeitskomplex gewarnt: „Eine verrückte Idee. Die Israelis werden wieder besser sein und die Sache geht nach hinten los“! Acht Jahre später schwärmt Barenboim: „Das jüngste Mitglied unseres Orchesters war in diesem Jahr“ - das war 2008 - „war in diesem Jahr ein elfjähriger Palästinenser. Ein Moslem. Wenn Sie hören, wie hingebungsvoll DER Mozart, Mendelssohn oder Brahms spielt, dann verstehen Sie, wie international Musik ist“.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, natürlich weiß Barenboim nur zu gut, dass sein so genanntes „Orchester für den Frieden“ keine Wunder zu wirken vermag. Dass es keinen Frieden bringen kann und wird. Aber es verändert. Es öffnet alle, die mit diesem Orchester in Berührung kommen. Zudem sieht Barenboim nach wie vor in ganz Israel niemanden, dem er eine hilfreiche, konfliktlösende neue Idee zutraut. Allerdings muss er wohl auch erkennen, wie schwer es die blutige Nahost-Problematik vielen seiner jungen Musiker macht, etwa zu einem Konzert auch in Israel einzureisen.

Auf die Frage, wie die Instrumentalisten für sein Orchester gewählt werden, hat Barenboim erläutert, die kämen alle aus der Region. Also aus den Hochschulen aus Tel Aviv, Jerusalem,

Haifa, Kairo. Mit der Mischung von Neuzugang und Beständen verhalte es sich, laut Barenboim, etwa so wie beim Orchester in Bayreuth. Bereits dieser überraschende und nicht ganz unprovokante Vergleich dürfte jene Israelis, die Wagner in ihrem Land grundsätzlich boykottiert sehen wollen, ein wenig ärgern.

Auch in Israel hat natürlich der geniale Musiker Barenboim eine Gemeinde, die ihn ehrt und auszeichnet. Doch dort begegnet er manchmal auch glühendem Hass. Das konnte man in beklemmender Weise miterleben, als Barenboim 2004 im israelischen Parlament der Wolf-Preis überreicht wurde. Anstelle einer glühenden Dankesrede verlas er kühl Absätze aus der israelischen Unabhängigkeitserklärung. Schöne, edle Grundsätze, allen eigenen Bürgern Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Frieden und gute Beziehungen zu den Nachbarn seien anzustreben.

An diese Beschwörung der israelischen Unabhängigkeitserklärung von 1948 knüpfte Barenboim die Frage, ob man sich eigentlich gegenüber den Palästinensern entsprechend verhalte. Sogleich erhob sich bleich und entschlossen eine junge, auffallend attraktive Dame, die damalige Erziehungsministerin Limor Livnat. Blickte nicht eine Sekunde zu Barenboim hin, artikulierte schneidend, wie sehr sie missbillige, dass Barenboim Situation und Podium benutze, Israel anzugreifen. Barenboim eilte sogleich zum Podium und verteidigte sich: Er hätte nur die Unabhängigkeitserklärung zitiert. Riesiger Aufruhr. Stimmen auch für Barenboim. Jemand freilich hielt ein Schild hoch: Musik macht frei – eine zynische Parodie aufs Ausschwitz-Motto „Arbeit macht frei“. Solch riesige Erbitterung riskiert er und hält sie aus. Als genialer Musiker aber auch als bekennender Furtwänglerianer und Wagnerianer. Meine sehr verehrten Damen und Herren, natürlich könnte Daniel Barenboim kompetenter als ich es hier vermag, illustrieren, in welchem Maße das gemeinsame Musizieren die Seelen aller Mitglieder seines Orchesters, aber auch seiner Zuhörer in Bann von Qualität, Kunst und Idealität zieht. Für eine Traumsekunde ist es eben gleichgültig, ob ein junger Syrer, Palästinenser oder Israeli den Oboeneinsatz vorträgt, falls er ihn nur schön, richtig und

zu Herzen gehend, bläst. Das weiß Barenboim aus nächster Nähe. So könnte er mir wahrlich entgegenhalten, was Schiller's Wallenstein einem Piccolomini dem redseligen Questenberg unter die Nase reibt, der schmeichelnd Wallensteins Erfolge preist. Der sagt nämlich: Ersparen Sie's uns aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt.

Immerhin darf ich umso flammender hervorheben, welche einzigartige, praktische und symbolische Bedeutung Barenboims West-Eastern Passion zukommt. Skeptische

Realpolitiker halten Barenboim gewiss entgegen, es sei doch ziemlich naiv und unpolitisch angesichts der grausigen Raserei des Nahost-Konfliktes, solchen ohnmächtigen musischen Aktivitäten zu vertrauen. Doch klammert sich nicht der Friedenstraum gequälter, junger Menschen und unzähliger Anderer an Barenboims Vision? Manchmal muss eben auch anscheinend oder scheinbar Ohnmächtiges gewagt werden, wozu vielleicht sogar die allergrößte Tapferkeit gehört.

Lassen Sie mich hier, meine Damen und Herren, eine gewaltige, fast vermessene Analogie wagen. Jüngst diskutierte ich mit einem vernünftigen demokratischen Intellektuellen über die Geschwister Scholl. Und der Herr hielt mir entgegen, ihre Tat sei doch ganz offensichtlich ein sinnloses Selbstopfer gewesen. Im Riesenraum der Münchner Universität hätte Sophie überhaupt keine Chance gehabt, sie musste doch rasch entdeckt und zum Tode verurteilt werden. Ob das so großartig sei? Nur...die Vorgänge an der Münchner Universität haben damals – man weiß es auch von Thomas Mann aus Amerika – haben damals im Jahre 1943 die ganze Welt auf's Tiefste bewegt. Die Geschwister Scholl wurden nicht vergessen. Sie leisteten Unendliches für die Selbstachtung aller Deutschen, die nach ihnen kamen. Und ob die realen und symbolischen Aktivitäten des East-Western Divan Orchestras in unserer Gegenwart nicht auch einen solchen historischen Raum besetzen.

Wahrscheinlich ist es Barenboim, unserem Preisträger, ein bisschen peinlich und unheimlich, hier wegen seiner East-Western Divan-Courage in so hohen Tönen gerühmt zu werden. Wahrscheinlich konnte er einfach nicht anders. Wahrscheinlich drängte ihn schlicht der Gerechtigkeitssinn dazu, sich einzusetzen für das, was er nun „die wichtigste Aktivität meines Lebens“ nennt. Wie dem auch sei, ohne Courage, ohne Passion geschehen solche Dinge nicht. Und damit könnte ich schließen. Aber ich will, ich muss, abschließend etwas Wesentliches hinzufügen. Auffallend und bewunderungswürdig erscheint mir nämlich, dass der politisch so entschlossene Orchestergründer Barenboim als Interpret und Musiker grade kein heftiger Draufgänger ist, kein Stretta-Befeuere, kein

hemmungsloser Effekt-Disponierer. So couragiert sich nämlich seine West-East-Aktivität auch ausnimmt, beim Musizieren wird der gleiche Barenboim gerade dann am Allerunwiderstehlichsten, wenn er vorführt, wie etwas geisterbleich zerfällt, versiegt, erstarrt. Unvergesslicher Barenboim, Richard Wagner als Orpheus allen heimlichen Elends erklingen lassend. Der Schluss des ersten Parisfall-Aktes geriet unter seinen Händen beklemmend zart. Und als sich im Mittelakt Kundry daran erinnerte, wie sie einst den Heiland verspottete, da traf mich sein Blick, ertönte unter Barenboims Händen überirdische Trauer. Humanisiert Barenboim den Wagner manchmal vielleicht sogar allzu sehr? Ich

erinnere mich, wie sich Wolfgang Wagner im Privatgespräch heiter über ihn beschwerte: Barenboim habe einmal den Tristan allzu verhalten dirigiert, aus musikalischem Mitleid und Begeisterung für Waltraud Meiers wunderbares Espressivo. Der höchst kompetente Enkel grollte: „Das war doch keine Isolde“.

Nun, Wolfgang Wagner wünschte wohl, alles soll stets zügig weiterdrängen. Doch nicht nur für Wagner'sche Zusammenbrüche hatte Daniel Barenboim memorable Kunst. In Mozarts frühem Es-Dur Klavierkonzert, KV 271, dem sogenannten „Jeunehomme Konzert“, spielte er gewiss wunderbar das funkelnde Schluß-Presto. Doch der zweite Satz, ein C-Moll Andantino, wurde wieder zum Mysterium. Keineswegs, indem Barenboim als Dirigent und Pianist Mozart romantisierte, etwa unpassende Chopin-Rubati hinzufügte, sondern weil er dieser allergrößten Musik mit herzbewegender Scheu zu begegnen schien. Und bei Beethoven wiederum macht er aus dem 30 Takten lang, riesigen Diminuendo-Schluß des Kopfsatzes der E-Moll Sonate eines späten Klavierkonzertes Opus 90 schattenhafte Katastrophen elegischen Verlöschens.

Und wie hat er gestern Abend noch Chopins vermeintlich subjektiven Kummer im Trauermarsch zu bitteren Welten vergrößert. Eigentlich, meine sehr verehrten Damen und Herren, spricht's doch sehr für unsere Öffentlichkeit, dass sie einem Interpreten höchste Ehren erweist, der sich politisch exponiert und künstlerisch solche Subtilitäten gestaltet. Und so sei Ihnen, verehrter Maestro, zum Deutschen Kulturpreis des Jahres 2010 in strahlendem Fortissimo gratuliert. Ich danke Ihnen.